



HELEN CALLAGHAN

# DEAR AMY

**Er wird mich töten,  
wenn Du mich nicht findest**

PSYCHOTHRILLER

Aus dem Englischen von  
Heike Reissig

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»Dear Amy« bei Penguin, London.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Deutsche Erstausgabe Januar 2017  
© 2016 by Helen Callaghan  
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Regine Weisbrod  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: Gettyimages / Jan Stromme  
Satz: Daniela Schulz, Puchheim  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-65420-0

2 4 5 3 1

*Bene qui latuit bene vixit.*

Glücklich lebte, wer sich gut verborgen hielt.

Ovid *Tristia*, III, iv, 26



## PROLOG

Katie Browne packt ihre Sachen. Tränenblind greift sie unters Bett nach dem blauen Rucksack und stopft ihn hastig mit Klamotten und Kosmetika voll.

Sie packt wild durcheinander, aber das ist egal. Die einzelnen Sachen – die graugrünen Leggings, der zum Bersten gefüllte Union-Jack-Make-up-Beutel oder das goldbestickte braune Jersey-Top, in dem sie sich so elegant und erwachsen fühlt – sind gar nicht so wichtig. Hauptsache, sie packt!

Diesmal haut sie wirklich ab. Und zwar für immer. Denn sie hat *die Nase voll!*

Der Regen prasselt immer heftiger gegen das Fenster ihres kleinen Zimmers, als wollte er sie drängen, es sich doch noch mal zu überlegen.

Katie durchwühlt die Schublade mit der Unterwäsche, schnappt sich ein paar Slips und wirft ein paar knallbunte BHs dazu. Vom Wohnzimmer unten hört sie die verhassten Lachkonserven aus dem Fernseher. Sie haben die Lautstärke hochgedreht, aber Katie bekommt trotzdem mit, wie sie heimlich flüstern. Bestimmt redet ihre Mutter gerade mit diesem Vollidioten Brian über sie. Als ob der überhaupt ein Recht auf eine Meinung hätte.

Als ob *der* ihr Vater wäre!

Sie wirft sich aufs Bett und zieht die glänzenden rot-braunen Stiefeletten an, die ihr richtiger Vater ihr vor einem Monat gekauft hat. (Na gut, er hat sie ihr nicht direkt gekauft, sondern per E-Mail einen Geburtstags-gutschein geschickt, aber trotzdem.)

Als Katie sich den Rucksack über die Schulter schwingt, stolpert sie fast über ihre Sporttasche mit den feuchten Badesachen. Nun hält sie doch kurz inne.

Nein, sie will nicht hierbleiben. *Auf gar keinen Fall!* So braucht sie sich in ihrem eigenen Zuhause nicht behandeln zu lassen, auch wenn es inzwischen auch Brians Zuhause ist.

Brian, dieser fette, tätowierte Sack, der faul auf dem Sofa thront wie ein Billig-Buddha für Assis, den Arm lässig um ihre Mutter gelegt und immer die Fernbedienung in der Pfote. Brian, der glaubt, ihr vorschreiben zu dürfen, was sie anzieht, wo sie hingehet und wie lange sie abends wegbleiben darf.

Und ihre Mutter sitzt einfach nur daneben und lässt ihn machen. »Er arbeitet doch so hart, Schätzchen, kannst du ihm nicht etwas mehr Respekt entgegenbringen?«

Brian kann sie mal sonst wo!

Sie will zu ihrem Vater. Ihrem *richtigen* Vater!

Als Katie die Treppe herunterstürmt, stopft sie sich wütend die Kopfhörer in die Ohren, aber sie bekommt trotzdem mit, wie ihre Mutter durch die geschlossene Wohnzimmertür kreischt: »*Was fällt dir ein, jetzt noch wegzugehen?*« Doch Katie knallt einfach die Haustür zu und läuft schnell die Straße hinunter.

Draußen herrscht richtiges Sauwetter. Oktober in Cambridge; die lauen Spätsommerabende sind von rabenschwarzen Regennächten verdrängt worden. Der kalte

Wind peitscht Katie die Tropfen ins Gesicht, zerrt an ihrem Haar und beißt ihr in die Fingerspitzen. Sie zieht die Kapuze hoch und tippt auf ihrem Handy herum, bis der glockenhelle Gesang von Taylor Swift aus ihren Kopfhörern tönt.

Sie eilt die Straße entlang, das düstere Laubdach der Bäume über sich. An der Ecke biegt sie auf den Elizabeth Way, wo der Verkehr pausenlos an ihr vorbeirauscht.

Plötzlich wird Taylor Swift von einem Klingelton abgelöst; eine lustige Männerstimme warnt *ACHTUNG, ACHTUNG, DEINE MUTTER RUFT AN!*

Katie wischt den Anruf weg und beginnt, schneller zu laufen. Sie hastet jetzt über die Brücke; unten windet sich der Cam entlang. Der Regen zersprengt die grelle Straßenbeleuchtung, die sich in den kalten, düsteren Fluten spiegelt, in eine Myriade von Funken.

Katie fröstelt bei der Vorstellung, im Fluss zu schwimmen, inmitten von Fischen und Schlingpflanzen über dem schlammigen Grund, der mit Flaschenscherben und verrosteten Fahrrädern zugemüllt ist. Sie quält sich mit der Horrorvision, dass ihr bleicher Fuß sich in scharfkantigen Speichen verfängt; dünne Blutschleier steigen aus der Wunde zur Oberfläche hoch, aber Katie steckt fest und kriegt keine Luft mehr.

Sie verscheucht den Alptraum mit einem Kopfschütteln und kehrt in die Realität zurück, zu ihren Absätzen, die auf dem regennassen Asphalt klackern, und zu den Scheinwerfern der Autos, die mit zischenden Wasserfontänen rechts an ihr vorbeirasen. Manchmal kommen ihr so grauenhafte Gedanken; sie hat keine Ahnung, warum.

*Als ich noch klein war, war das nie so*, geht es ihr durch den Kopf. Damals machte es ihr nichts aus, wenn Brian



ihr etwas vorschrieb, und sie stritt sich auch nie mit ihrer Mutter, so wie jetzt. Damals war sie einfach nur Katie, die gern schwimmen und laufen ging und bei Wettkämpfen mitmachte.

Damals war noch alles in Ordnung. Aber jetzt nicht mehr. Jetzt ist alles nur noch verwirrend, sie ist ständig wütend und regt sich über jede Kleinigkeit auf.

»Das liegt an deinem Alter, Kindchen«, sagte Brian, als sie einmal den Fehler beging, ihm davon zu erzählen. »Da kannst du gar nichts machen. Nur abwarten, dass es vorbeigeht.«

Katie ballt die Faust in der Tasche. Schon wieder vibriert das Handy. Als sie es herausnimmt und über *Anruf abweisen* wischt, hält ein Auto fast direkt neben ihr; die roten Rücklichter glimmen wie glühende Kohlen im Regen.

Als Katie an dem Auto vorbeigeht, öffnet sich die Beifahrtür. Am Steuer sitzt ein älterer Mann mit Baseballkappe. Er neigt sich zu Katie herüber, hält ihr die Tür auf; sein Arm ist ganz sehnig. Er lächelt sie an und zeigt dabei alle Zähne, fast so, als täte ihm etwas weh.

Sie hat diesen Mann noch nie zuvor gesehen. Also wirft sie ihm einen finsternen Blick zu und weicht zurück, um weiterzugehen.

»Katie Browne? Bist du das?« Er muss fast schreien, denn der Regen prasselt immer lauter.

Blinzelnd nimmt sie die Kopfhörer aus den Ohren; sie verheddern sich in ihrem nassen Haar. »Ja. Woher kennen Sie mich?«

Ihre Antwort klingt unfreundlich; er zuckt zusammen, als wäre er beleidigt.

»Du warst doch früher immer im Jugendclub in Hartington Grove! Ich war dort Busfahrer, erinnerst du dich nicht?«

Nein, sie erinnert sich nicht. Sie war schon seit ungefähr zwei Jahren nicht mehr in diesem Jugendclub, denn seit sie auf der St Hilda's Academy ist und regelmäßig schwimmen geht, fehlt ihr dafür die Zeit.

Sie schüttelt den Kopf.

»Nein? Aber ich erinnere mich an dich!« Er kichert mit hoher Stimme, keucht fast. »Hör mal, du bist ja völlig durchnässt. Soll ich dich mitnehmen?«

Katie überlegt kurz. Der Mann scheint sie tatsächlich zu kennen, und wenn er mit dem Jugendclub zu tun hat, ist er wahrscheinlich vertrauenswürdig. Inzwischen gießt es wie aus Kübeln, die Regentropfen trommeln mit voller Wucht auf das Auto, den Asphalt und das Brückengeländer. Im Auto des Mannes sieht es warm und trocken aus.

Aber eigentlich kann er sie mit der Kapuze über dem Kopf unmöglich erkannt haben. Oder hat er im Rückspiegel ihr Gesicht gesehen und dann gewendet? Aber das kann eigentlich auch nicht sein. Seltsam, dass sie sich gar nicht an ihn erinnert, er sie jedoch im Dunkeln trotz Kapuze im strömenden Regen wiedererkannt hat.

Je länger Katie darüber nachdenkt, desto eigenartiger erscheint ihr das Ganze. Deshalb beschließt sie, auf keinen Fall zu dem Mann ins Auto zu steigen, egal, wie unfreundlich das wirken oder wie mies er sich dann fühlen mag.

»Vielen Dank«, sagt sie höflich. »Ich will nur zu der Treppe dort drüben.« Sie zeigt zum anderen Ende der Brücke, Richtung Kreisverkehr. »Mein Vater wartet auf mich«, fügt sie noch hastig hinzu und ist ganz verblüfft darüber, dass sie sich überhaupt so rechtfertigt und dass ihre Stimme zittert. Der Mann merkt bestimmt, dass sie Angst hat. »Ich würde nur Ihr Auto nass machen.«

In seinem Gesicht zuckt es kurz, aber dann ist das Lächeln wieder da. »Na gut, wie du meinst, Kleine. Sieh zu, dass du bald aus dem Regen rauskommst!«

Er winkt freundlich, dann schlägt er die Autotür zu. Und schon ist er weitergefahren, ohne sich noch einmal umzusehen.

Katie ist ungeheuer erleichtert. Einen Moment lang überlegt sie sogar, ihre Flucht aufzugeben, nach Hause zurückzulaufen, in ihr Zimmer hochzuschleichen und sich dem Donnerwetter zu stellen, das sie dann erwartet.

Aber sie hat die Brücke jetzt zu einem Großteil überquert, der Kreisverkehr ist schon viel näher. Nein, sie macht lieber das, was sie eben zu dem Mann gesagt hat: schnell die Treppe hinunter zur Abbey Road laufen und dann ihren Vater anrufen, damit er sie abholt.

Als sie weiter Richtung Treppe hastet, fällt ihr ein, dass sie ihren Vater ja jetzt schon anrufen könnte. Sie tippt seinen Namen; ihr Mantel mitsamt Kapuze ist inzwischen klatschnass. Schon nach zwei Freizeichen wird sie zum Anrufbeantworter weitergeleitet, zu einem fröhlichen, unpersönlichen Begrüßungsspruch.

Katie ahnt, dass ihr Vater ihren Anruf absichtlich umgeleitet hat, so wie er es mit den Anrufen ihrer Mutter macht, aber sie will es sich nicht eingestehen. Genauso wenig würde sie zugeben, dass sie ihn bisher nur deshalb nicht angerufen hat, weil er sie dann garantiert wieder zu ihrer Mutter zurückschicken würde.

Katie steigt die nach Pisse stinkende Fußgängertreppe hinunter. Sie versucht vergeblich, ihre riesige Enttäuschung zu verdrängen. Andauernd sagt ihr Vater, dass er *immer für sie da* ist. Aber wenn sie ihn dann wirklich mal braucht, damit er sie zum Beispiel bei einem Schwimmwettkampf anfeuert oder Brian die Meinung

geigt oder sie im strömenden Regen mit dem Auto abholt, um sie vor gruseligen Typen zu retten, erreicht sie immer nur seinen Anrufbeantworter.

Katies Wangen glühen, aber sie ignoriert es.

Als sie am Fuße der Treppe angelangt ist, überdenkt sie ihre Lage. Sie ist jetzt in einer Wohnstraße am Fluss.

Sie stellt sich unter die Markise eines geschlossenen Schönheitssalons, die ein wenig Schutz vor dem Regen bietet. Soll sie es noch mal versuchen, oder soll sie das ganze Vorhaben einfach abbrechen? Die letzte Option erscheint ihr immer verlockender.

Da hört sie Schritte. Hinter der Mauer läuft jemand mit schweren Schuhen eilig die Abbey Road entlang.

Katie stopft das Handy zurück in die Tasche und wartet darauf, dass die Person vorbeiläuft. Doch die Schritte stoppen abrupt. Katie wartet. Schließlich verlässt sie den Schutz der Markise wieder und schaut sich um. Doch auf der Straße ist niemand zu sehen. Die Person ist bestimmt in einem der Häuser verschwunden, auch wenn Katie keine Tür hat schlagen hören.

Sie verharrt im Regen auf dem Bürgersteig und starrt angespannt in die Dunkelheit. Doch da ist nichts.

Also, wer auch immer das war, ist längst weg, und sie will jetzt endlich weiter. Sie hat nämlich einen Entschluss gefasst.

Direkt unter dem Elizabeth Way, nur ein paar Minuten zu Fuß von hier, gibt es eine Fußgängerbrücke. Dort kann Katie den Fluss wieder überqueren und zurück nach Hause laufen. Auf die Fußgängerbrücke kann ihr auch kein Auto folgen. Das ist jedenfalls besser, als weiter hier herumzustehen.

Mit ihrem Plan, zu ihrem Vater abzuhausen, wollte Katie eigentlich bloß ihrer Mutter eins auswaschen. Und

als sie noch richtig wütend auf sie war, schien der Plan auch total genial zu sein. Aber jetzt, wo sie so erschöpft, durchnässt und ängstlich hier steht, kommt ihr der Plan nicht mehr so toll vor.

Wenn sie sich nach oben in ihr Zimmer schleicht und den Rucksack vor ihrer Mutter und Brian versteckt, könnte sie ja sagen, dass sie bloß mal kurz spazieren war, um nachzudenken. Dann gäbe es zwar immer noch Krach, aber nicht so schlimmen.

Sie hievt sich den nassen Rucksack über die andere Schulter – *da drin ist bestimmt jetzt alles feucht, so ein blöder Abend, dieser verdammte Brian, der hat echt nichts Besseres zu tun, als mich zu nerven* – und geht unter der Brücke weiter, den träge plätschernden Fluss zu ihrer Rechten, die großen Betonpfeiler zu ihrer Linken. Über ihr lärmen die Autos.

Da vorn ist auch schon die gut beleuchtete Fußgängerbrücke. Katie lächelt zaghaft. Ja, sie geht jetzt zurück nach Hause und zieht sich trockene Sachen an, und sobald das Gekeife ausgestanden ist, haut sie sich aufs Bett und streamt sich irgendeine blöde Serie aufs Notebook. Vielleicht verzichtet ihre Mutter ja sogar ganz aufs Streiten, wenn sie ihre durchnässte und durchfrorene Tochter sieht, und macht ihr eine heiße Schokolade mit Toast dazu, als Fernsehnascherei, so wie früher. Ihre Mutter bekommt nämlich immer ein ganz schlechtes Gewissen, wenn sie sich mit Katie streitet. Katie versteht gar nicht, warum.

Sie ist ganz in diese angenehmen Gedanken vertieft, während sie weiter am Fluss entlangläuft. Zu spät merkt sie, dass jemand hinter ihr ist – jemand mit schweren Schuhen, der es plötzlich sehr eilig hat.

Sie wirbelt herum, aber nicht schnell genug; schon

packt sie jemand, schlingt ihr den sehnigen Arm um den Hals, presst ihr eine große, rauhe Hand auf den Mund und drückt ihren Kopf nach hinten.

Als sie versucht, zu schreien und sich zu wehren, spürt sie seinen heißen Atem an ihrer eiskalten Wange.

»Hallo Katie«, flüstert er. »Wir haben uns vorhin wohl auf dem falschen Fuß erwischt.«

# KAPITEL 1

Ich hatte schon immer eine Schwäche für Elstern. Angeblich bringen sie ja Unglück, wenn man sie einzeln sieht, aber ich werde immer total optimistisch, sobald ich eine erblicke. Ich mag ihr schwarz-weißes Federkleid und wie sie den Kopf schief legen, um alles um sich herum zu inspizieren. Schöne Tiere – und Meister der Selbstbeherrschung dazu.

Eine Elster saß im Kastanienbaum und beobachtete mich, als ich mich von der Arbeit auf den Weg nach Hause machte. Auch für uns Menschen kann Selbstbeherrschung eine echte Herausforderung sein. Als ich auf dem laubüberdachten Schulparkplatz der St Hilda's Academy stand und meine sperrige Tasche auf dem Beifahrersitz meines kleinen, roten Audi A3 Cabrio verstaute, war ich jedenfalls noch genervter als sonst. Die Tasche war nämlich prallvoll mit Aufsätzen gefüllt.

So viel zum Thema Wochenende.

Seufzend quetschte ich mich auf den Fahrersitz und zog die Tür zu.

Auf dem Armaturenbrett lag eine Ausgabe des *Cambridge Examiner*. Ich war noch nicht dazu gekommen, sie zu lesen, also schnappte ich sie mir. Gleich zwei Schlagzeilen teilten sich diesmal die Titelseite: »ÖFFENTLICHE ANHÖRUNG ENDET IN TUMULT« und »ANWOHNER PROTESTIEREN GEGEN EINBAHNS-

TRASSENPLAN«. Ich blätterte gemächlich weiter. Als Nächstes wurde über ein paar pubertierende Pechvögel berichtet, die beim Versuch erwischt worden waren, Konserven und Strumpfhosen in einem Supermarkt zu klauen, garniert mit einer dramatischen Beschreibung und dem Foto eines düster dreinblickenden Rentners, der den Kopf über die Torheit der Jugend und die Verderbtheit der Welt schüttelte.

Über Katie Browne stand wieder nichts drin. Schon seit einer Woche nicht mehr.

Allmählich beschlich mich deswegen ein höchst ungu-tes Gefühl.

Irgendwo zwischen Beschwerdebriefen über Eltern, die unfähig wären, ihren Kindern Manieren beizubringen, und einem Artikel über Cambridge vor fünfzig Jahren (einmal Kuhkaff, immer Kuhkaff) war meine Kolumne *Dear Amy* abgedruckt. Mit ihr versuchte ich, den Herzschmerzgeplagten und Verzweifelten Rat und Trost zu spenden.

Den Herausgeber des *Examiner*, Iain, kannte ich durch seinen fünfzehnjährigen Sohn Conor. Conor war in meiner Englischklasse und hatte eine Zeitlang Probleme gehabt, sich auf den Unterricht zu konzentrieren. Er war unruhig, lenkte seine Mitschüler ab und zeigte immer öfter eine untypische, aber wachsende Wut. Iain wurde deswegen ständig zum Jahrgangsleiter zitiert, zusammen mit seiner neuen Frau, einer blassen Brünnetten, die zehn Jahre jünger war als er. Sie blickte dann immer so drein, als wäre sie mit den Kindern ihres Mannes völlig überfordert, was natürlich alle schlussfolgern ließ, dass Conors aufsässiges Verhalten damit zusammenhing.

Aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass es eine andere Erklärung für Conors Verhalten gab.



Nach einer katastrophalen Doppelstunde, bei der er einen Stift nach mir warf und seinen Stuhl mit Tritten malträtierte (im artigen St Hilda's war das ungefähr so unerhört wie ein Stinkbombenattentat auf die Queen, die Kinder waren starr vor Schreck), stellte ich Conor schließlich in meinem winzigen Büro zur Rede. Ich kam allerdings nicht auf seine neue Stiefmutter zu sprechen, sondern auf seinen besten Freund Sammy, der neben ihm gesessen und bei seinen Eskapaden die ganze Zeit verstohlen gekichert hatte.

Nach einigem Herumbohren platzte es schließlich wie ein Sektkorken aus Conor heraus: Er hatte unerklärliche Gefühle für Sammy, er wusste nicht, was er tun sollte, niemand durfte davon erfahren, Sammy würde sonst nie wieder mit ihm reden, und das wäre sein Untergang.

Als ich sah, wie ängstlich und verwirrt er war, hätte ich vor Rührung fast geweint.

»Ich werde es keinem verraten«, sagte ich. »Aber wenn du wirklich nicht mit Sammy über deine Gefühle sprechen willst ...«

»Auf gar keinen Fall!«

»... und mir ist klar, warum du das nicht willst, dann musst du einen anderen Weg finden, um damit klarzukommen, hörst du? Du willst doch wohl nicht von der Schule fliegen, weil du wegen deiner sexuellen Orientierung verwirrt bist, oder?«

Er raufte sich verzweifelt das widerspenstige rote Haar, während ich ihm ein paar Kummerkasten-Hotlines herausuchte, die nichts mit der Schule zu tun hatten.

»Ruf da mal an. Die verstehen, wie du dich fühlst. Du bist noch sehr jung, und es ist ganz normal, dass dich das Ganze gerade sehr verwirrt, aber je mehr du darüber redest, desto weniger Angst wird es dir machen. Und

was die Schule angeht, würde ich sagen, du konzentrierst dich ab jetzt wieder auf den Unterricht, und wir vergessen die Sache mit dem Stift fürs Erste. Und deinen Eltern sagen wir nichts davon. Einverstanden? «

»Ja.«

Iain war schwer beeindruckt vom raschen Wandel seines Sohnes. Er rief mich eines Abends an (meine Nummer hatte er von Conor) und schlug mir vor, testweise eine Ratschlagkolumne für seine Zeitung zu schreiben. So wurde ich zur Kummerkastentante – und meine Kolumne, *Dear Amy*, ist zu unser beider Erstaunen sehr populär geworden.

Was Conor angeht, hängt er kaum noch mit Sammy ab, und jedes Mal, wenn ich (seine Lehrerin) ihm im Schulflur oder auf dem Hof begegne, nickt er (mein Schüler) mir anerkennend zu, als hätte ich einen wichtigen Test bestanden. Egal. Was auch immer ihn jetzt beschäftigt, um ihn brauche ich mir jedenfalls keine Sorgen mehr zu machen.

\* \* \*

Ich hatte die Zeitung absichtlich auf das Armaturenbrett gelegt, um nicht zu vergessen, die neuesten *Dear Amy*-Leserbriefe in der Redaktion abzuholen. Die Kolumne hat zwar eine E-Mail-Adresse, aber viele trauen der Anonymität des Internets nicht und schicken lieber Schneckenpost. Manchmal bin ich zwar genervt, aber eigentlich macht mir die Arbeit wirklich Spaß; ich finde sie sinnvoll, und außerdem ist es eine gute Übung, die eigene Meinung jede Woche auf den Prüfstand zu stellen.

Auf dem Weg zur *Examiner*-Redaktion hätte ich fast ein paar Schüler überfahren, die auf dem Fen Causeway

herumblödelten und sich gegenseitig vom Bordstein schubsten, ohne auf den Verkehr zu achten. Ich musste so hart bremsen, dass die Reifen aufkreischten. Die drei Jungs im identisch gestylten Strubbel-Look zeigten mir erschrocken den Finger, aber dann erkannten sie mich und mimten dramatische Ohnmachtsanfälle. Ich fuhr hupend an ihnen vorbei; eigentlich hätte ich kurz anhalten sollen, um ihnen eine Standpauke zu halten, aber in der Autoschlange hinter mir hätte das garantiert niemand gut gefunden. Der Gerechtigkeit musste also später Genüge getan werden.

»Ihr verdammten Spatzenhirne«, zischte ich, während ich nach der Tasche neben mir griff; ihr Inhalt wäre bei dem todesverachtenden Manöver fast in den Fußraum geschleudert worden. Dann starrte ich in den Rückspiegel. »Ich hätte dich fast platt gefahren, Aaron Jones!«

Meine Hand zitterte, als ich sie wieder aufs Lenkrad legte. Der Beinahe-Unfall hatte mich mehr geschockt, als ich wahrhaben wollte.

Ich habe ein zwiespältiges Verhältnis zu Kindern. Eigentlich machen sie mich wahnsinnig. Trotzdem muss ich immer welche um mich haben, sonst fehlt mir etwas. Einige Monate nach meiner Hochzeit erfuhr ich, dass ich selbst keine Kinder bekommen kann. Damals schlug Eddy vor, dass ich aufhöre, als Lehrerin zu arbeiten, und stattdessen Privatunterricht für Erwachsene in Altgriechisch und Latein anbiete. Das versuchte ich auch. Aber schon zwei Monate später fing ich im St Hilda's an. Die Alternative wäre gewesen, alles kurz und klein zu schlagen und von der nächsten Eisenbahnbrücke zu springen.

Schullehrerin zu sein, ist die einzige Arbeit, die ich gut kann.